

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 149. Bromberg, den 3. Juli 1935

Der Gemsjäger vom Bernina-Paß.

Roman von O. v. Hanstein.

(22. Fortsetzung.) ——— (Nachdruck verboten.)

Es war Mitte Januar. und der Fasching hatte in München seinen Einzug gehalten. Überall in den großen Bierschwemmen der Brauereien ging es toll her. Papierschlangen und grellbunte Girlanden hingen von den Decken herab, und die Kellnerinnen trugen bunte Papiermützen auf ihren Köpfen.

Während oben in den Tanzsälen und überall in den großen Redouten die feine Gesellschaft ausgelassen auf den Maskenbällen umherschwirrte, deren Kostüme und phantastische Ausstattung die junge Küstlerin besorgte, saßen die trinkfesten Münchner drunten in der Schwemme, tranken eine Maß nach der anderen, sangen ausgelassene Lieder und feierten Fasching auf ihre Art.

Die hohe, verräucherte Halle des Spatenbräus war bis auf den letzten Platz gefüllt. Stramme Madel in Dirndelkostümen, in jeder Hand vier bis sechs Maßkrüge, aus denen der weiße Schaum nur so herumspritzte, liefen lachend, hin und wieder einen derben Witz einsteckend und erwidernd, durch die engen Reihen der Tische, zwängten sich durch diese hindurch und konnten sich mit den vollen Maßkrügen nicht wehren, wenn sie von den angeduselten Männern in die drallen nackten Arme und in die Hüften gezwickt wurden.

Über dem Ganzen lag ein fast undurchdringlicher Dunst von Rauch, so daß die Musik, die unermüdlich spielte, kaum noch durchdrang.

Der Lärm war kaum zu ertragen, und schon sah man verschleierte, feuchte Augen, und in Gängen oder Ecken stand mancher, dem die Maß zu viel geworden, und der seinem überfüllten, gequälten Magen Luft machte.

Aus den sanften modernen Tanzweisen wurden Schuhplattler, und die schönen Nationaltänze kamen zu ihrem Recht.

Die Musik brauchte gar nicht zu spielen, denn keiner hörte mehr zu; an den verschiedenen Tischen gröhlte jeder sein eigenes Lied.

Zwischen halbvollen Steinkrügen, Fetzen von Papierschlangen und Mützen, Unrat aller Art, saß in eine Ecke gezwängt Josepha Collina und starrte auf das ihr gänzlich fremde Bild.

Auf sie ganz besonders hatten es die Buben mit den nackten Waderln abgesehen, und sie flüchtete sich mit ihrem Radikastel in die äußerste Ecke des mächtigen Raumes.

Fast noch gar nichts hatte sie verkauft, sie fürchtete sich schrecklich vor der berauschten, ausgelassenen Menge, fürchtete sich selbst vor den Frauen, die mit zerzausten Haaren und zerknittertem Gewandel an ihr vorbeischwankten und sich in den breiten Hüften wiegten. Plötzlich schreckte sie auf. Es war schon drei Uhr nachts, und noch mußte sie ihre Radi bis zum Morgen verkaufen. Sie waren schon „angedreht" und vertrockneten in der heißen Luft. —

An einem Tisch dicht am großen Hauptgang saß Wastel Schindhammer, der Sudmeister.

Es hatte manche Stunde in diesen Wochen gegeben, in der sein Vater gewünscht hätte, es wäre anders gekommen mit der Josepha Collina. Die wilde Kraftnatur Wastels kannte kein stilles Verzichten. An jenem Abend, nachdem der Vater die Josepha vom Hof geschickt, war der Wastel zornbebend in das Zimmer getreten und hatte ein anderes Zeitungsblatt vor den Vater auf den Tisch geworfen.

„Jetzt lies du! Schuldig soll dös Madel sein? Im Gegenteil! Der Polizei hats einen großen Dienst geleistet, und daß du's nur woaßt: I hab sie zu dem Russen gebracht, ich bin daran schuld, wanns jetzt zugrund geht."

Tagelang war er in jeder freien Stunde durch alle Straßen gelaufen, dann gab er es auf, und dafür begann er zu saufen.

Zweimal schon hatte der Direktor mit ernstem Kopfschütteln gesagt:

„Wenn Ihr Sohn sich so weiter verbummelt, ist er die längste Zeit Sudmeister gewesen."

Auch heute hatte der Wastel seit dem frühen Nachmittag in der Bierschwemme gesessen. Es war schon eine tüchtige Anzahl Maß Bier notwendig, um ihn berauscht zu machen.

Er merkte es nicht, daß seine Freunde schon gegangen, daß ganz andere an seinem Tisch saßen. Langsam begann der Katzenjammer von ihm Besitz zu nehmen. Er trank nicht mehr und starrte stumm vor sich hin. Irgendwo tat es auf der Rutschbahn einen besonders lauten Kreischer, der Wastel sah auf, und dann weiteten sich seine Augen. Er stützte die Arme auf den Tisch, hob den Oberkörper und reckte sich vor.

„Radi, Radi, kauft frische Radi!"

„Dös Madel? Aber dös war ja net mögli! Na! Oder doch? Jessas Maria, dös ist ja die Josepha!" Freilich nicht die dralle, rotwangige, frische Josepha, wie er sie gesehen. Aber sie war es trotzdem! Schlank, das Gesicht eingefallen, die Wangen hohl, aber die Augen groß, ängstlich, erschreckt! So schob und zwängte sie sich durch die Reihen, trug an einem Lederbande, das ihre Schultern drückte, ein großes Holzkasterl, und auf diesem standen auf kleinen Papptellern die zierlichen Spiralen der geschnittenen und auf einen Holzspieß gesteckten Radis.

„Josepha!" Wastel schrie laut auf, aber in dem Lärm der Musik, unter dem Gegröhle der vergnügten Masse verhallte sein Ruf. Am Nebentisch brach eine größere Gesellschaft auf, versperrte den Gang, und als er endlich hindurch konnte, war das Radimädchen längst im Gedränge verschwunden.

„Kati, zahlen!"

Wastel konnte seine Ungeduld kaum beherrschen, bis die Kellnerin kam und er seine Zeche bezahlen konnte, dann nahm er Mantel und Hut und zwängte sich durch den Gang.

Das plötzliche Wiedersehen hatte ihn nüchtern gemacht, seine Augen suchten umher, aber Josepha schien in die Erde versunken.

Es waren selbstverständlich viele Radimädchen im Saal, hinter jeder lief er her, aber immer wurde er enttäuscht.

Je länger er suchte, desto unruhiger wurde er, endlich trat er an die Schenke. Fast glaubte er schon, sich getäuscht

zu haben. Er drückte dem Schenker ein Geldstück in die Hand: „Sagen S', ist hier eine Radiverkäuferin, die Josepha heißt?"

„Drei Sepherl san da."

„A Schweizerin man i, a Fremde."

„So a blasses Madel? Mit kohlschwarze Haar?"

„Ganz recht."

„Kann scho sein, ist aber vorhin net gut geworden, i glaub, die ist heim."

Ein neuer Schreck durchzuckte den Wastel, und er drückte sich zum Ausgang. Nicht zum Hauptportal, zum Hintertürl, das die Angestellten benutzten.

Es hatte zu schneien begonnen, ein häßlicher, nasser Schnee, der gleich wieder taute. Der Wastel lief draußen auf und ab, war überzeugt, daß die Josepha längst fort war, und konnte sich doch nicht zum Gehen entschließen. Ihn fror, er hatte den Mantel nicht geschlossen. Der Portier, der bisweilen hinaustrat, schüttelte den Kopf — dann aber —dann kam sie doch.

Ganz schmal, ganz in ihrem dünnen Mantel zusammengekrochen, trat sie aus der Tür und wollte an ihm vorbei.

„Sepherl!" Er trat auf sie zu, streckte ihr beide Hände entgegen, seine Stimme zitterte vor Erregung. Sie blickte auf, erschrak und trat unwillkürlich zurück, als wolle sie wieder in das Bräuhaus flüchten.

„Sepherl, mein liebes Sepherl, hab i di endlich?"

Jetzt hatte sie sich gefaßt und sagte in abweisendem Ton: „Herr Schindhammer, was wollen S' denn von mir?"

Er versuchte ihren Arm in den seinen zu ziehen. Das Schneegestöber war stärker geworden und dieses Hintergäßchen vollkommen einsam.

„Ist's net genug, daß Ihr Vater mi vom Hof gejagt hat?"

„Was hat er getan?"

Davon hatte der Bräumeister seinem Sohne nie etwas gesagt, auch nicht, daß die Josepha zurückgekommen war, um ihren Dienst anzutreten. Trotz ihres Sträubens hatte Wastel ihren Arm fest in den seinen geschoben.

Josepha war seltsam zumute, sie hätte davonlaufen mögen, laut schreien, fliehen, und sie fühlte doch, daß hier ein warmes Herz für sie schlug.

„Sepherl, i hab di in ganz München gesucht. I hab net einen Augenblick an dei Schuld geglaubt, i bin bös mit dem Vater, und ich war so glücklich, als in der Zeitung stand, daß du frei bist. I bin ja fast närrisch worden vor Freud, als i dich endlich im Saal entdeckt! Wie bist denn unter die Radimadel gekommen?"

„Mußt froh sein, als i a Stüberl bei einer Gemüsefrau fand, und daß die mich in die Markthallen gebracht hat zu dem Mann, der die Radi verkaufen läßt."

Er hatte den Arm um sie gelegt. „Sepherl, bist denn gar net a bissel froh, daß du mi getroffen hast, daß i bei dir bin? Schmal und elend schaust aus, aber nun soll alles gut werden, alles, alles."

Wie ein Strom lauen, wohligen Wassers ergoß sich die ganze Liebe des ungebärdigen Mannes über Josephas wundes, verbittertes Herz. Sie hatte zugehört, fast ohne zu verstehen, jetzt löste sie sich aus seinen Armen.

„Was soll gut werden?"

„Morgen kimmst zu meinem Mutterl, i hab ja schon vor deiner Reise mit dem Vater gesprochen. I war ja in dei Wohnung, als du grad fortgereist warst, wollte di holen. Mußt dem Vater net bös sein, er kennt di net so genau wie i."

Josepha antwortete nicht.

„Jetzt kommst morgen zu uns, und dann —. I hab dich ja so liab, jetzt heirat i di, und dann sollst an Leben haben wie der Herrgott in Frankreich, i weiß ja gar net, was i dir alles zu liab tun möcht."

Josepha schluchzte vor sich hin.

„Jetzt greinst gar! Bist mir denn gar net mehr guat?"

Sie waren immer in dem einsamen Gäßchen hin und her gegangen und hatten nicht darauf geachtet, wie der nasse Schnee ihnen in die erregten Gesichter schlug. Nun hob Josepha den Kopf und sagte ganz leise: „Sie sind ja so guat, so sehr guat."

„Dann ist's schon recht."

Jetzt wollte er sie küssen, aber sie trat wieder zurück. „I woaß net, wie ich's Ihna sagen soll, ohne Ihnen weh zu tun. Ih hab Ihna gern, wie sollt i a net, denn Sie waren ja der einzige Mensch, der guat zu mir war, seit i in München bin, aber net wahr, Sie san mir net bös, Ihre Frau — Ihre Frau, dös kann i nie net werden."

„Aber warum denn net?"

„Sie wissen selbst, daß der Mensch nur an anzige Liab in seim Herzen haben kann, und mei ganze Liab, mein ganzes Leben gehört halt nur dem armen, unschuldigen Buam, den sie ins Gefängnis eingesperrt haben und dem sie net glauben, daß er ka Mörder ist." Sie hatte so weich, so warm, so innig gesprochen, daß der Wastel nicht einmal auffahren konnte, und nun war sie es, die seine schlaff herabhängende Hand ergriff, und ganz unwillkürlich kam ihr jetzt, nun sie ihm gesagt hatte, wie sehr sie ihn kränken mußte, auch das „Du" über die Lippen: „Net wahr, Wastel, bist mir net bös? I kann net anders. Du findest hundert Madel, die glücklich sind, wann du sie nur magst, der arme Xaver aber hat niemand auf derer Welt als eben nur mi. Ich hab ihm geschworen, daß i ihm treu bleib, solange i leb, und dös siehst doch ein, was man geschworen hat, dös muß man doch a halten?"

Er antwortete tonlos: „Freilich, dös muaß man halten."

„Aber, mein Freund bleibst, mein liaber, guter Freund, dem i dankbar bin für jedes Wörtl, dös er mir gesagt hat."

Wastel antwortete nicht, und sie faßte wieder seine Hand. „Versprich mir's!"

„I will's versuchen." Und dann schluchzte der starke Mann plötzlich laut auf, riß sich los und stürzte die Gasse hinunter, ohne sich noch einmal umzusehen nach der weinend ihm nachblickenden Josepha.

— — — — — — — — — — — — —

Spät in der Nacht war Josepha heimgekommen, nachdem der Wastel so rasch davongelaufen. Sie fror und war naß, und im Zimmer war es kalt und ungemütlich. Geheizt durfte ja schon wegen des Obstes unter den Betten nicht werden. Rasch kleidete sie sich aus und huschelte sich unter die Decke. Ein billiges Zimmer war es jedenfalls, denn Licht brauchte sie auch kaum zu brennen, weil eine der wenigen Straßenlaternen dicht vor ihrem Fenster stand. Sie konnte nicht schlafen, und als sie endlich warm geworden, kamen erst recht die Gedanken.

Wie gut hatte der Westel gesprochen! Da war kein Zweifel, er meinte es ernst. Ohne daß sie es wollte, spann sie den Faden weiter. Er war ein tüchtiger Mensch! So jung schon Sudmeister! Der Vater war nächst dem Direktor der wichtigste Mann in der Brauerei! Ein tüchtiges Stück Geld wird er auch auf der Bank haben, der alte Schindhammer. Frau Bräumeister? Eine gesicherte Zukunft, und ein braver Mensch war er, der Wastel!

Josepha zuckte zusammen. Ganz plötzlich war es ihr, als sähe sie den Xaver vor sich, ihren armen, unschuldigen Xaver. Sie hätte hinknien und ihm abbitten mögen, sie liebte ihn ja so sehr, aber dann — dann kamen doch wieder diese dummen Gedanken! An einem dieser Tage, an denen sie ja so viel Zeit hatte, war die Josepha bei dem Offizialverteidiger gewesen, dem man ansah, daß er vollkommen ohne Interesse und von der Schuld seines Klienten überzeugt war. Er hatte die Achseln gezuckt und ein dickes Buch aufgeschlagen.

„Nach meiner Ansicht vollkommen hoffnungslos. Er hat selbst zugegeben oder wenigstens nicht abgestritten, daß er den Infanger erschossen hat. Paragraph 214 des Strafgesetzbuches lautet:

> „Wer bei Unternehmung einer strafbaren Handlung, um ein der Ausführung derselben entgegentretendes Hindernis zu beseitigen oder um sich der Ergreifung auf frischer Tat zu entziehen, einen Menschen tötet, wird mit Zuchthaus nicht unter zehn Jahren oder mit lebenslänglichem Zuchthaus bestraft."

Das hatte der Mann ihr mit ganz gleichgültigem Gesicht vorgelesen, und daran dachte sie jetzt.

Nun war es in sechs Tagen so weit, und wenn der Xaver wirklich verurteilt würde, dann war er ja lebendig begraben — was nützte es ihm, wenn sie ihm auch —?

(Fortsetzung folgt.)

Das Regiment.

Erzählung von Bruno Brehm.

„Wie schade, wie schade, daß du Puschkin nicht lesen kannst", sagte mein Freund. „Bei Übersetzungen geht viel verloren. Aber bei Puschkin bleibt nichts zurück, seine Sprache ist wie Schmetterlingsflügel. Man kann sie nicht nachmalen. Dir geht viel verloren, sehr viel. Er ist der größte Dichter. Das hat Dostojewski gewußt, der klein vor Puschkin ist."

Die Frau des Freundes kam und fragte ihn, ob er die Plakate nicht hinaushängen wolle, es sei heute Donnerstag, Sonnabend wäre schon Vorstellung. Jetzt, im Frühling, kämen die Leute ohnehin nur spärlich ins Kino.

Mein Freund winkte ungeduldig ab: „Nicht jetzt! Nicht jetzt!"

Die Frau zuckte die Achsel und senkte das Haupt. Dann ging sie wieder.

„Puschkin ist so zart, leicht wie ein Hauch. Gut, du liebst Gogol am meisten. Auch Gogol hat seine Verdienste. Gogol läßt sich übersetzen. Aber Puschkin wird dir verschollen bleiben. Eine ganze Welt bleibt dir dann verschlossen, eine schöne Welt, die wahre Welt der Dichtung."

Der Sohn meines Freundes kam hastig hereingerannt, spreizte sich breit vor dem Vater auf, hielt ihm seine Rute und eine Schnur hin und bat ihn in breiter, steirischer Mundart, eine Peitsche zu machen.

Der Vater neigte sein Haupt etwas zur Seite: „Später, Bubi, später. Du siehst, daß ich zu tun habe." Der höfliche Ton in der harten Aussprache des Mannes klang seltsam gegen die verwurzelte Sprache des Kindes.

Mein Freund strich sich mit der Hand über die Augen: „Ja, du willst also Schliefen und Clausewitz wieder mitnehmen? Du brauchst die Bücher? Schade! Zu Schlieffen hätte ich gerne noch einige Karten gehabt. Man muß die Schlachten ganz deutlich vor sich sehen. Jeder Bach ist von Bedeutung. Am besten gefiel mir der Feldzug von 1866 und der Feldzug von 1870/71. — Und dir?"

Ich schlug den zweiten Band Schlieffen auf und las meinem Freunde die edle Rede des Generals bei der Jahrhundertfeier der preußischen Kriegsakademie am 15. Oktober 1910 vor.

„Eine schöne, eine stolze Rede", antwortete mein Freund. „Übrigens ist auch „1806" in diesem Bande eine gute Arbeit. Aber was ist das alles gegen Clausewitz. Er ist der klügste Mann, der je über Soldaten geschrieben hat. Es war fast kein Tag, wo ich nicht in seinem Buche gelesen habe. Alles ist richtig. Alles gültig für ewige Zeiten. Dort ist auch Xenophons Buch über die Reiterei. Aber das ist ein Buch gerade noch für Reitlehrer. Das reicht gerade noch bis zum Rittmeister. Clausewitz hat aber das geschrieben, was Napoleon getan hat. Deshalb ist Clausewitz ein so großes Buch. Zwei große Soldaten stehen Pate: Friedrich der Große und Napoleon. Man kann den Krieg nicht ernst genug nehmen. Man muß ihn bis ins Kleinste durchdenken. Denn im Kriege selbst kommt es dann nur noch auf die Tat an. Da ist keine Zeit mehr zu überlegungen. Ach, dieser verdammte Grouchy!"

Ich verstand, was mein Freund damit meinte: er konnte es dem General Grouchy nie verzeihen, daß dieser in der Schlacht bei Waterloo zu spät gekommen war, weil er ins Leere hinaus marschiert war. Wie oft hatte ich schon seine Verwünschung anhören müssen: „Dieser verdammte Grouchy! An solch einer Dummheit mußte Napoleon zugrunde gehen!" Mein Freund schwieg eine Weile, dann zog er einen Brief heraus: „Aus Belgrad. Dort sammeln sich russische Offiziere. Die wollen nach Japan oder nach Mandschukuo gehen, um gegen die Sowjets zu kämpfen."

„Und du?"

„Ich kann nicht. Siehst du, es geht nicht. Ich hasse die Bolschewiken. Aber in fremden Diensten gegen sie kämpfen, das kann ich nicht. Weder auf Seiten der Polen im Jahre 1921 noch heute auf Seite der Japaner. Und was hast du gesehen von Rußland? Du warst doch nicht weit von Petersburg!"

Ich war in Riga, Reval und Helsingfors gewesen und hatte dort die prunkenden späten russischen Kirchen besucht, die das Zarentum wie Zwingburgen in diesen Städten aufgerichtet hatte. In diesen Kirchen hatte ich die Russen von Ikon zu Ikon schreiten, sich bekreuzigen und die Füße der Heiligen küssen gesehen. Dort, in den fremden Ländern, am Rande des großen Reiches, hatte sich das noch erhalten, was im Innern Rußlands zerstört worden war. Diese Kirchen waren der Zeit nach jung, die Ikone waren neu, die Menschen alt; denn in einer Kirche sind hundert Jahre oder 50 Jahre eine ganz kurze Spanne Zeit.

Mein Freund lauschte mit geschlossenen Augen. Sein fremdes, gestrafftes Tatarengesicht verriet keine Bewegung. Nach einer Weile fragte er: „Hast du sie singen gehört?" „Nicht diesmal. Das letztemal in Belgrad in der russischen Kirche. Und später noch einmal in Serajewo. Das waren Bässe!"

Mein Freund nickte: „Du hättest doch zu Ostern in Riga bleiben sollen! Aber vielleicht sind heute die Ostertage nicht mehr das, was sie früher waren". Dann schwieg er wieder. Und plötzlich sagte er ganz unvermittelt: „In Belgrad ist unser Adjutant. Du weißt ja, wie Adjutanten sind. Halb Soldaten, halb Staatsbeamte. Er hat mir geschrieben."

„Hast du von deinen Angehörigen etwas erfahren!" fragte ich.

Mein Freund machte eine abwehrende Handbewegung. „Nichts. Gar nichts! Wer kann nach Rußland schreiben, ohne den andern nicht in Gefahr zu bringen! Von ihnen weiß ich gar nichts. Aber von meinem Regiment hat mir der Adjutant geschrieben. Vieles, was ich nicht wußte. Vor allem, wie es bei meiner Gefangennahme zugegangen war. Mir war da so manches nicht erklärlich. Ich habe jahrelang darüber nachgedacht. Nun weiß ich es."

Ich mußte lachen; ich hatte mir die Geschichte von Wladimirs Gefangennahme ja schon oft und oft erzählen lassen. Er war von seiner Maschinengewehrabteilung abgedrängt worden in der Nacht, hatte sich in einem galizischen Bauernhause verborgen und war vor übermüdung auf dem Dachboden eingeschlafen und am nächsten Tage von österreichischen Infanteristen gefangen genommen worden.

„Ich habe einen einzigen Fehler gemacht", begann mein Freund nach einer langen Pause; „ich hätte bei meiner Maschinengewehrabteilung bleiben sollen. Ich aber ritt neben meinem Freund bei der dritten Schwadron. Wir waren sehr müde. Man hatte unsere Kavalleriedivision seit Tagen gehetzt. Wir wußten kaum mehr, wo wir waren. Wir waren blinde Kundschafter. Immer Wald, immer Sand. Die Pferde erschöpft, die Reiter unausgeschlafen. Ein Teil der Truppe versprengt, ein anderer Teil ohne Hoffnung. Der Divisionär verschwunden. Der Brigadier wollte mit seinem Stab sich retten. Das war nur meine Vermutung gewesen. Der Adjutant hat es mir bestätigt. Es war am Tage der großen Sonnenfinsternis, Ende August 1914. Eigentlich in der Nacht darauf. Wir bekamen auf dem Nachtmarsch Flankenfeuer. Ich wollte zu meiner Abteilung vor. Ein Offizier soll nie bei jemandem andern sein als bei seinen Leuten. Ich wollte vorreiten. Ich mußte von der gemauerten Chaussee herunter. Ich kam in einen Obstgarten. Eine Gartentür fand ich. Ich stieg ab. Da standen einige russische Soldaten. Ich gab ihnen mein Pferd zum Halten. Ich wollte den Weg durch das Dorf suchen. Auf der Straße wäre ich nicht weiter gekommen. Ich fand einen Ausgang. Ich ging zu meinem Pferd zurück. Mein Pferd war nicht mehr da. Auch die Soldaten waren fort. Ich war so müde. Die vielen Nächte hatte ich ja nicht geschlafen. Ich wollte auf die Chaussee zurück. Aber da oben war auch alles wie weggeblasen. Kein Mann, kein Pferd. Der Schlaf fiel mir wie Staub in die Augen. Hätte ich mein Pferd noch gehabt, ich wäre nicht eingeschlafen. Welch eine Stute war das! Gar nicht müde! Nicht umzubringen! Aber ein Ulane ohne Pferd, mein Lieber, das ist eine traurige Sache. Ich rief, ich suchte. Nichts. Dann schlief ich ein".

„Und dein Regiment?"

„Der Adjutant hat es mir geschrieben. Alle Namen! Alle Straßen! Aber ich bekomme hier doch keine Spezialkarte. Das Regiment ist gleich darauf weitergegangen. Nach Osten. Über die Felder hin gegen einen Wald. Was beisammengeblieben war, blieb beisammen. Der Adjutant nannte mir alle Namen. Die blieben, bis auf jene, die fielen, bis zur Revolution. Dann gingen sie zu Wrangel. Dann nach Konstantinopel, später hierhin und dorthin. Der Mann, mit dem ich in jener Nacht zusammengeritten bin, der Rittmeister der dritten Schwadron, er lebt in Paris. Er hat ein kleines Geschäft. Es geht ihm nicht schlecht."

„Und die andern?"

Wladimir zog einen zerknitterten Zettel hervor: „Die andern? In Bukarest, in Prag, in Belgrad, in Sofia, in Berlin, in Wien, in Südamerika — ach, in der ganzen weiten Welt. Glaub mir, es war ein schönes, ein altes Regiment. Und ich werde es dir nie vergessen, was du einmal Gutes über die russischen Unteroffiziere gesagt hast. Das waren brave Leute."

„Hast du einigen geschrieben?"

„Den meisten. Ich habe auch einige Antworten bekommen. Mir geht es ja ganz gut. Aber vielen geht es sehr schlecht. Man geht übel um mit meinen Kameraden. Man treibt Schindluder mit ihnen auf dem Balkan. Man läßt die Leute Kautionen erlegen — ich selbst habe einige für die Kameraden gezahlt. Man nimmt das Geld, gibt ihnen die Stellung und wirft sie dann wieder hinaus. Einige haben sich erschossen, weil sie so nicht weiterleben konnten. Aber sie haben sich lange genug gewehrt. Denk dir, fünfzehn Jahre lang alles versuchen und dann die Waffen strecken. Einer hat an einen König geschrieben: „Ich erschieße mich. Zahlen Sie meiner Witwe eine kleine Pension. Denn ich habe auch für Ihr Land gekämpft. Rußland ist dafür, daß Ihr Staat bestehen kann, gestorben." Der Adjutant hat gefragt, ob ich nicht mit hinüber nach Mandschuko gehen will. Ich kann nicht. Es ist gegen Rußland."

Die Frau ging durch das Zimmer, sie trug die grellen Plakate für das kleine Kino aufgerollt in der Hand.

„Oh bitte, gib her", sagte Wladimir. „Ich will sie aushängen." Er ging mit den Plakaten. Mariechen nahm mir gegenüber Platz. Ihr liebes Gesicht war bekümmert.

„Hat er von seinem Regiment gesprochen?" fragte sie nach einer Weile.

„Von seinem alten, schönen Regiment."

Mariechen seufzte: „Dann wird er wieder ein paar Wochen verstummen. Das ist immer so. Er schickt Geld. Wir haben selbst nicht viel. Er liest immer wieder die Namen der Kameraden. Er liegt nachts oft wach und sagt: „Ich hätte damals nicht einschlafen dürfen." Er spricht von seinen Kameraden als müßte ich sie auch kennen. Dann sieht er nicht mich, und sieht nicht die beiden Kinder. Er ist sehr höflich gegen uns, aber er vermeidet es, mit uns zu sprechen. Er liest Puschkin. Leider kann ich auch nicht russisch."

„Hat er nie versucht, die Kinder russisch zu lehren?" fragte ich.

„Nie! Ich und die Kinder, wir sind ganz etwas anderes. Wenn er nicht mehr an sein Regiment denkt, dann sieht er uns wieder."

„Ist er nie mehr geritten? Da in der Nähe wäre doch ein Gut. Er könnte doch bitten, einmal reiten zu dürfen."

„Er bittet niemanden um etwas."

„Er hat doch viel Zeit. So ein Kino auf dem Lande macht ja nicht viel Arbeit. Was tut er denn?"

„Er liegt still auf dem Diwan und träumt. Hin und wieder nimmt er sich die Liste seiner Maschinengewehrabteilung vor und liest sie durch. Der Adjutant hat sie ihm geschickt. Nun wartete er noch auf die Listen der andern Schwadronen. Er versucht, sich an die einzelnen Leute zu erinnern. Er will, sagte er einmal, sein ganzes Regiment mit allen Offizieren und Ulanen vor sich stehen sehen."

Wir hörten Hammerschläge von unten. Wladimir nagelte die Kinoplakate an.

„Er wartet. Seit zwanzig Jahren fast wartet er. Worauf er wartet, sagt er mir nicht. Aber wahrscheinlich hängt das auch mit seinem Regiment zusammen."



Bunte Chronik



Dickens' Geburtshaus bedroht.

In dem kleinen englischen Dorfe Petersham in Surrey steht das Geburtshaus des großen englischen Dichters Charles Dickens. Der Dichter verbrachte hier den größten Teil seines Lebens, u. a. ist sein berühmtestes Werk „David Copperfield" hier geschrieben worden. Jetzt soll das alte verträumte Haus vom Erdboden verschwinden. Es sind Bestrebungen im Gange, eine neue große Verkehrsstraße durch das Dorf zu legen, und dabei müßte die historische Stätte verschwinden. Der Amtsvorsteher des kleinen Ortes hat sich aber bereits mit einer Eingabe an die maßgebenden Behörden gewandt und dringend darum gebeten, das Haus des Dichters zu erhalten und die Straße in anderer Richtung durch den Ort zu legen, so daß die historische Stätte geschont wird. Das Dörfchen Petersham gehört zu den idyllischsten und landschaftlich schönsten Plätzen Englands.

•

Gräßliches Ende eines Bullen.

In Neu-Südwales hat sich ein Bulle selbst in die Luft gesprengt. Und das kam so. Das Tier verfolgte drei Goldgräber, die in der Nähe der großen Goldgrube Forest Reef arbeiteten. Die drei Männer, die vor dem wild gewordenen Tier flüchteten, hörten plötzlich eine gewaltige Detonation, und als sie sich umwandten, erblickten sie ein ganzes Stück hinter sich ein riesiges Loch im Boden, das einem Granattrichter ähnelte. Kurz darauf fand man die Erklärung. Der Stier hatte auf seinem Weg eine große Blechkiste gefunden, die ihm den Weg versperrte. Wütend hatte er die Kiste mit den Hörnern aufgespießt und sie zur Seite geschleudert. Die Kiste enthielt aber ein Sprengmittel von furchtbarer Kraft, das von den Grubenarbeitern verwendet wurde. Durch den Stoß der Hörner und die durch die Reibung erzeugte Wärme wurde der Sprengstoff zur Explosion gebracht. Von dem Stier war nicht eine Spur mehr zu sehen, er war durch die gewaltige Sprengung in Atome zerrissen worden. Von den drei Arbeitern kam wie durch ein Wunder keiner zu Schaden.

*

Der Mann, der die Postkarte erfand.

In diesen Wochen, da möglichst jeder seinen Lieben aus der Sommerfrische herzliche Grüße senden will, werden viele Millionen Postkarten befördert. Dabei ist es interessant, darauf hinzuweisen, daß die Postkarte noch gar kein besonders hohes Alter erreicht hat. Der Ruhm, das Postverkehrswesen mit der Postkarte beschenkt zu haben, ist dem Professor an der Österreichischen Militär-Akademie zu Wiener-Neustadt, Emanuel Herrmann, zuzuerkennen, der im Jahre 1869 den Vorschlag machte, daß Karten, die Herrmann als „Postkarten" bezeichnete, zu dem ermäßigten Posttarif von zwei Kreuzern versendet werden könnten. Nach mannigfachen Schwierigkeiten wurden im September desselben Jahres die ersten Karten dieser Art, welche den Aufdruck „Korrespondenzkarte" trugen, in das österreichische Postwesen eingeführt. In Deutschland wurde diese Briefart durch den Generalpostdirektor Stephan im Juni des Jahres 1870 eingeführt und erwarb sich schnell große Beliebtheit. Während des deutsch-französischen Krieges wurden allein im ersten Kriegsjahr nicht weniger als 10 Millionen Feldpostkarten von der Armee in die Heimat gesandt. Nach 1870 wurde die Postkarte zunächst in England und in der Schweiz eingeführt. Es folgten dann im Jahre 1871 Belgien, die Niederlande und Dänemark, 1872 Schweden, Norwegen und Rußland, 1873 die Vereinigten Staaten von Amerika, Frankreich und Spanien, 1874 Italien. Durch den Weltpostvertrag vom Jahre 1887 wurde die Postkarte endlich von sämtlichen Kulturstaaten der Erde als Nachrichtenmittel angenommen.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.